

## 6. Merovingische goldene Ohringe.

Einige Zeit nach dem Tode des fast neunzigjährigen Aachener Archivars Krämer fanden sich in einem alten Schranke, den derselbe auch während der vierjährigen Amtsthätigkeit seines nächsten Nachfolgers, des sel. Hrn. Laurent, noch immer benutzt hatte, in einige Stücke Papier gewickelt 1. ein Paar runde Ohrgehänge (Ringe), 2. ein Dutzend durchlöcherter schlecht fabricirte Glasperlen von leicht- und dunkelblauer Farbe, 3. ein Paar Stücke von dünnen Metallplatten, und zwar, wie sich aus der Probe ergeben, von Messing, die von Grünspan sehr durchfressen waren und zur Belegung eines Kistchens mögen gedient haben, denn an einem der Stücke ist das Schlüsselloch noch kenntlich; den Platten sind Verzierungen eingeprägt. 4. Zwei Vorderzähne und ein Backenzahn, nicht sehr stark, wahrscheinlich von einem Frauenzimmer.

Bei den gefundenen Gegenständen lag keine Notiz vor über Herkunft und Fundort derselben. Eins der umgewickelten Papiere war ein Stück des *Nouvelliste* vom 18. März 1831, einer früher in Aachen erscheinenden französischen Zeitung, und da das Stück nichts über die Sachen enthielt, so hofften wir, vielleicht in einem ganzen Blatte der Zeitung unter den Lokalnachrichten eine Erwähnung derselben zu finden. Die Zeitung war aber nirgends aufzutreiben, und es führte auch das Nachsuchen in der Aachener Zeitung vom J. 1831 zu keinem Aufschlusse, so wenig wie das Nachforschen in andern Notizen des Archivars Krämer. Und so müssen wir uns darauf beschränken, eine Beschreibung des Hauptgegenstandes des Fundes, der goldenen Ohringe, mitzutheilen, wobei wir uns der Hilfe eines Sachverständigen erfreuen dürfen, dessen Erinnerungen uns auch vielleicht auf das Datum des Fundes wie auf den Ort desselben führen dürften.

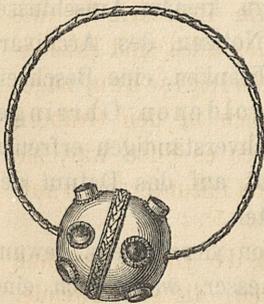
Die Ohringe bestehen aus einem Reife von viereckigem, gewundenen Golddraht von ungefähr 37 Cm. Durchmesser, worin sich eine

hohle, etwas ovale Kugel, die in der kürzern Ausdehnung 14, in der längern 16 Cm. hält, befindet und sich in den dünnern Enden des Drahtes schieben lässt.

Der ungleichen Dicke des Drahts ist es zuzuschreiben, dass die Windungen ungleich ausgefallen, nicht genau schraubenförmig sind. Man sollte glauben, der Verfertiger hätte keine Zieheisen für vier-eckigen Draht gekannt, dass er vielmehr mit dem Hammer hergestellt sei. Die Spitze, welche durch den Ohrlappen geht, ist dünner und abgerundet; dass diese beiden Enden der Ringe sich in der Kugel gekreuzt haben, ist wohl glaublich; nur darf dann doch dabei die Rauheit der Windungen das Ohr nicht verletzt haben. Die Hauptzierrath der Kugeln besteht in acht flachen Steinchen, Glassplittern ähnlich, Scheibchen von röthlicher Farbe, gleich böhmischen Granaten, oben und unten flach, nicht facettirt; ob es Rubinsplitter sind, darüber sind die Meinungen verschieden, wovon später die Rede sein wird.

In der Mitte der Kugeln, wo die Löthung derselben ist, dient eine Flechte von feinem Drahte von Pferdehaarsdicke zur Bedeckung. Diese, zwei gewundenen Fäden gleichende, Flechte ist von einem umlaufenden Körnerkranze umgeben. Mit einem ähnlichen Kranze sind die Kästchen der Fassungen der Steinchen umschlossen. Auch die Oeffnungen der Kugeln waren alle — jetzt ist es nur eine — zur Verstärkung mit einem Ringelchen besetzt. Die Kugeln steckten voll Sand, wahrscheinlich von dem Erdreich, worin sie vergraben lagen. Eine besondere Eigenthümlichkeit zeigen die Perlenkränzchen, die nicht gewirnt, sondern aus gekörntem Draht gewunden, granulirt vor dem Auflöthen, das heisst, nicht aus einzelnen Körnern geformt sind.

Eine Granate oder ein Rubinschiefer, der schadhaft ist, wurde herausgenommen und ritzte das Glas, war also härter als dieses und selbst kein Glasfabrikat. Ein Paar Steinchen sind ausgefallen, ein Kästchen dazu fehlt.



Das Gewicht der beiden Ringe zusammen beträgt ungefähr sieben Quentchen Preuss. Gewicht, das Gold ist 22karatig und der Goldwerth ungefähr neun Thaler.

Aus welchem Zeitalter soll nun der Schmuckgegenstand sein? Der Sachverständige meinte, dergleichen Ringe seien binnen den letzten Paar Jahrhunderten in Holland verfertigt worden. Ich pflichtete seiner Meinung nicht bei, vielmehr

bewogen mich der Mangel an Feinheit der Arbeit, die Schwere der Ringe, die Feinheit des Goldes, namentlich aber die Vergleichung mit den eingefassten Granatsplittern, welche an dem, in derselben Stadt, nämlich am Kaiserbade vor etwa vier Jahren gefundenen Fingerringe ebenfalls angebracht waren (s. meine Beschreibung desselben in den Bonner Jahrbüchern H. XXXVI p. 156 fgg.), die Ohringe wie den Fingerring (jetzt im Besitze der Münsterkirche) der Merowingischen Zeit zuzuschreiben. Da ich mir aber in dieser Hinsicht zu wenig Erfahrung zutraute, befragte ich meinen Freund, den Hrn. Canonicus Dr. Bock. Gleich beim ersten Erblicken der Ringe erklärte er mir, sie stammten aus der barbarischen Periode vom 3. bis 6. Jahrhunderte. Ueber diese Art der Goldschmiedekunst belehrt eine Schrift, betitelt: *Orfèverrie Mérovingienne, les oeuvres de St. Eloi (Eligius) et la Verroterie cloisonnée par Charles de Linas, Paris 1864*, der wir folgendes entnehmen.

Fragen wir zuerst nach den rothen eingefassten Steinchen, so nimmt de Linas theils Granatsplitter, theils dünnes gefärbtes Glas an. Er nennt in einer Note zwei Arten von Granaten: die syrischen, aus dem Oriente, von gelblichrother Farbe, und, wie Plinius sage, temperirt durch ein angenehmes Blau, ähnlich dem orientalischen Amethyst, und die böhmischen, dunkel purpurroth und etwas ins Schwarze spielend. Die erstere Farbe haben die Steinchen in unsern Ringen; Glasfluss können sie, wie früher gesagt, nicht sein, weil sie das Glas ritzen. Wirklich erklärte mir ein anderer Juwelier, den ich um Rath frug, sie für orientalische Granaten. Die Herstellungsweise resp. Spleissung der Granatsteine, welche von den Barbaren, die Gallien eroberten, geübt wurde, und die auch ihre eigene Kunstweise hatten, welche de Linas die fränkische und burgundische nennt, soll jetzt nicht mehr bekannt sein, was ich nicht glaube.

Die schon im Anfange des 17. Jahrhunderts aufgefundene Rüstung des Königs Childerich, die Krone der Königin Reccesvintha, die Werke des h. Eligius und eine Menge anderer, das alles sind Erzeugnisse, die dieser Periode, der sogenannten Merowingischen, zugeschrieben werden, weil die Kostbarkeiten gewöhnlich in den Gräbern der Merowingischen Könige und Grossen, bei denen es Sitte war, sie mit den Todten zu begraben, aufgefunden sind und mitunter noch aufgefunden werden.

Die Merowingische Goldschmiedekunst, sagt de Linas, zeichne sich aus durch die Düntheit der Goldplättchen, die sie anwende.

Das zeigt sich auch an den ovalen Kugeln (Knöpfen) unserer Ringe, die an Stellen ganz eingedrückt sind.

Ausser den Steinchen oder Glasflüssen von rother Farbe wussten die nordischen Völker vor Karl dem Grossen, die sich in Deutschland, Gallien, Norditalien, Spanien und England niederliessen, auch Steine oder eine Art Email verschiedener Farbe anzuwenden; die rothe Farbe, also die an unsern Ringen, ist aber immer die vorherrschende. Eines ist sicher, was der genannte Autor auch hervorhebt: die Barbaren, die sich auf römischem Boden niederliessen, nahmen die Kunstweise der Besiegten an; sie hielten auch in der Ornamentation die Hauptmotive der Alten bei, nur änderte sich ihr Typus nach dem besondern Geschmack der Nationalität, und so möchte man, nach den Verzierungen zu schliessen, die Ohrreifen noch höher hinauf rücken und der römischen Zeit zuweisen wollen. Doch für diese Zeit scheint mir die Arbeit nicht fein genug! Und auch schon der in der Walachei zu Petroja vor einigen Jahren aufgefundene angebliche Schatz des Gothenkönigs Athanarich, der im J. 381 starb, stellt uns gleiche Ornamentation und Rubin- oder Granatplättchen vor Augen (s. Can. Dr. Bock »der Schatz des Königs Athanarich«). Auf S. 117 des Werkes von de Linas finden wir auf einer Tafel eine Jünglingsfigur, die auf einem in der Abtei zur h. Walpurgis zu Eichstädt befindlichen byzantinischen Purpurstoff Ohringe trägt, die ungefähr den unsrigen gleichen; nur hangen hier die ovalen Kügelchen unten in den Reifen, wogegen an unsern Ringen dieselben nur vor den Ohrfläppchen ihre Stelle können gehabt haben, weil sie sich nicht über die dickern Windungen schieben lassen.

Die schlechtverfertigten Glasperlen, die mitgefunden wurden, mögen mit beweisen, dass auch die Ringe aus der sogenannten barbarischen Kunstperiode stammen.

Sehen wir uns nach Analogien um, so bietet eine solche der neueste Fund von Merowingischem Goldschmuck aus Wieuwerd, den uns der Conservator Dr. Janssen zu Leiden im 43. Hefte der Bonner Jahrbücher beschrieben. Darunter sind auch drei Fingerringe. Hr. Janssen erklärt den ganzen Schmuck für fränkischer Abkunft, weil die Gegenstände meist den gleichen Goldgehalt hätten, »den guten Goldcharakter der Merowinger Zeit von 20 bis 22 Karat«, und weil der Schmuck ganz nahe am fränkischen Gebiet gefunden worden. Man kann hiervon auch auf unsere Ringe schliessen, bei denen die gleichen Umstände sich vorfinden: Aachen war unbestritten lange der Aufent-

halt der Franken, und der Goldgehalt der Ringe ist ebenfalls 22 Karat.

Weitere Analogien bietet uns noch das neueste (XLIV. u. XLV.) Heft der Bonner Jahrbücher in der Abhandlung »über germanische Grabstätten am Rhein«, vom Geh. Mediz.-Rathe Dr. Schaaffhausen. Von einem Funde bei Andernach im J. 1866 heisst es S. 121: »Im vorigen Jahre grub man auch in einem dem Bimssteinfelde nahen Acker einen Sarg aus, der ganz mit Erde gefüllt war, in der sich nur kleine Reste feiner, wie es schien, weiblicher Knochen und der goldene Knopf einer Haarnadel von sehr zierlicher Form fand, Taf. V Fig. 20. Derselbe ist im Besitze des Hrn. Malers Litschauer in Düsseldorf. Die auf Goldblech aufgesetzten dreieckigen rothen Glasstücke und die dazwischen angebrachten Doppelspiralen und Ringe von eingekerbtem Golddraht lassen die fränkische Goldschmiedekunst erkennen. Sehr ähnlich diesem Schmuckgegenstände in Form und Arbeit ist die von Lindenschmit gegebene Zeichnung eines Ohrings mit Knopf aus einem Grabe bei Bingen, in dem auch ein Fingerring mit einer barbarischen Goldmünze lag (Alterthümer heidn. Vorzeit Bd. I Heft IX Taf. 8 Nr. 15).

Auf S. 128 heisst es über die Perlen eines Halsschmuckes, der in einem Grabe gefunden worden: »den hintern Theil der Perlen schnur nahmen kleine grüne mehr eckige als runde Perlen aus Glasfluss ein, zwischen denen sich längliche gelbrothe Mosaikperlen und blaue Glasperlen befanden«. Man vergleiche unsere Aachener Perlen.

S. 142 sagt Dr. Schaaffhausen: »die überaus leicht auszuführende Technik des Auflöthens von Golddraht auf Goldblech entspricht der roh entwickelten Kunst eines halbgebildeten Volkes, sie ist durchaus verschieden von der meisterhaften Ausführung ächt römischer Schmucksachen, die wir in unsern Sammlungen sehen etc.«

Rücksichtlich des Fundortes der Aachener Gegenstände gehe ich auf die Anfangs erwähnten Erinnerungen des Sachverständigen zurück. Er sagte, als am sog. langen Thurme, dem Pulverthurme an der Westseite der Stadt in der Nähe des Königsthors der Promenadenweg um die Stadt bedeutend erniedrigt wurde, sei er dazu gekommen, wie eben die Arbeiter ein Frauengerippe gefunden; den Schädel mit der ganzen Zahnlade habe er noch gesehen. Er habe auch nachher von kleinen Fingerringen, die einem andern Goldschmiede, Namens Graf, seien verkauft worden, sowie von grossen Ohringen gehört, die er aber nicht

habe zu Gesicht bekommen können. Der Augenzeuge wusste das Jahr der Auffindung nicht mehr, ob sie in den zwanziger oder spätern Jahren Statt gefunden. Es dürfte denn wohl im Winter von 1830 und dem folgenden Frühjahr gewesen sein, als man nach der französischen und belgischen Revolution und dem Aachener Aufruhr, in welchem das Cockerill'sche Haus verwüstet wurde, die Arbeiter zu beschäftigen suchte. Hiermit und mit der Erzählung stimmen auch das vom 1. März 1831 datirte Blatt des Nouvelliste und die drei Zähne.

Nachschrift. Eben hatte ich diesen Aufsatz auf dem Archiv abgeschrieben, um ihn dem Hrn. Prof. Dr. Savelsberg zur Mitnahme zur Versammlung nach Bonn zu übergeben, da begegnete mir der langjährige Sekretär der Stadtkasse, Hr. Küttgens, welcher auf meine Mittheilung mir die Erzählung des Sachverständigen, Hrn. R-s, und meine darauf gegründeten Annahmen vollkommen bestätigte. Hr. Küttgens erklärte, den Findern den abgeschätzten Geldwerth der Ohrhinge selbst ausbezahlt zu haben.

Aachen, den 12. September 1868.

**P. St. Kältzeler**, Stadtarchivar.